

Deutschland und Israel, das Land der Täter, das Land der Opfer. Nahezu unfreiwillig nahmen sie vor vierzig Jahren, am 12. Mai 1965, diplomatische Beziehungen auf. »Normal« konnten diese Beziehungen nie werden. Aber sind sie so gut, wie sie sein könnten? Ein ZEIT-Schwerpunkt: Politik, Seite 21–25 und Feuilleton, Seite 52

Pünktlich, manierlich, fleißig

Die »Jeckes«, deutsche Juden in Israel, wurden erst verspottet und beargwöhnt, dann geehrt. Eine Psychologin, ein Richter und ein VW-Verkäufer erzählen **VON GISELA DACHS**

JERUSALEM/TEL AVIV
Jehudith Shaltiel ist vor siebzig Jahren nach Israel gekommen und würde nirgendwo anders leben wollen. Dabei gibt es so vieles, an das sie sich nie gewöhnen wird. Sie ärgert sich fast täglich über phlegmatische Schalterbeamte, rücksichtslose Taxifahrer, unzuverlässige Handwerker – und über das, was sie beim Kaffee in der Zeitung liest: Korruption, Chaos, Unterschleif in den Behörden. Jehudith Shaltiels Standards wurden an einem anderen Ort und zu einer anderen Zeit gesetzt – in

Deutschland, vor 1933. »Wir sind lebendige Denkmäler, Überbleibsel der Weimarer Republik«, seufzt die 91-jährige gebürtige Berlinerin. Sie stammt aus einer bürgerlichen Familie; ihr Jahrgang war der letzte, in dem deutsche Juden noch Abitur machen durften. So wanderte die blauäugige Irmgard nach Palästina ein, nannte sich fortan Jehudith und begann ein zweites Leben. Wie manche ihrer Schicksalsgenossen aber blieb sie in Israel immer ein wenig Außenseiterin. Zwischen 1933 und 1939 flohen rund sechzigtausend deutsche Juden nach Palästina. Sie hatten





Foto: © Cornell Capa Photo by Robert Capa © 2001 / Magnum Photos/Agentur Focus

Jüdische **EINWANDERER** erreichen 1949 Israel

... leicht. Schnell hatten sie Vorliebe für Disziplin, Fleiß, Pünktlichkeit und ...
... reizte zu Spott. In der Levante er-

Dokumente, die ihn in die schlimmsten Abgründe der Nazi-Ideologie blicken ließen. Als die ersten Juden in Lastwagen vergast wurden, bat zum ...
... die

es bei der Ankunft nicht leicht. Schnell hatten sie den Spitznamen »Jeckes« weg. Woher genau das Wort Jecke stammt, ist nicht klar. Eine Erklärung beruft sich auf die Jacke, die auch bei größter Hitze nicht abgelegt wurde; einer anderen zufolge handelt es sich um die hebräische Abkürzung von *Jehudi kasche havana* – »jemand, der schwer von Begriff ist«. Sie mussten sich vorwerfen lassen, dass sie ihre Heimat niemals in Richtung Zion verlassen hätten, wenn Hitler nicht gewesen wäre. Sie sprachen die Sprache der Nazis, die verpönt war. Ihre

Vorliebe für Disziplin, Fleiß, Pünktlichkeit und gute Manieren reizte zu Spott. In der Levante erzählt man immer noch gern, wie sich damals deutsche Ärzte im Jackett die Steine auf der Baustelle mit der Anrede »Bitte schön, Herr Doktor – danke schön, Herr Doktor« weitergereicht hätten. Trotzdem schaffte es diese kleine, hoch qualifizierte Minderheit, Israel ihren Stempel aufzudrücken.

Jehudith Shaltiel erinnert sich nur zu gut daran, wie man sie als »Jecke-Potz« beschimpfte. Aber »wir sind nun mal ordentlicher und geradliniger als andere«, seufzt sie und rückt den Apfelkuchen auf ihrem Küchentisch zurecht. Sie schwärmt von der Vitalität und dem Unternehmungsgeist der Jeckes, die sich nicht zu schade dafür waren, »Arbeiten unter ihrem Niveau« anzunehmen. Sie begann ihre Karriere als Kindermädchen und ließ sich schließlich zur klinischen Psychologin ausbilden. Noch bis vor wenigen Jahren hat sie in ihrem Jerusalemer Haus Patienten behandelt.

Nicht alle Jeckes haben es im Orient ausgehalten. Manche entschlossen sich deshalb für die Rückkehr nach Deutschland. Darunter auch Jehudiths Vater. Ihr wäre das nie in den Sinn gekommen. Mit ihrer einstigen Heimat stand sie viele Jahre lang auf Kriegsfuß. Sie wollte kein Wiedergutmachungsgeld, litt unter Erbrechenanfällen, als sie ihren Vater 1952 erstmals in Köln besuchte. Später wurde sie gelassener. Als die Mauer fiel, wollte sie sogar unbedingt nach Berlin fahren, das plötzlich wieder so ungeteilt war wie in ihrer Kindheit. Seither ist sie mehrmals dort gewesen. Das Alter, sagt sie, spiele dabei eine Rolle. »Meine Jugend taucht heute wieder vor mir auf, und die fand nun einmal in Berlin statt.«

Dass die meisten Jeckes im Grunde ihres Wesens sehr »deutsch« geblieben sind, galt in den Augen vieler Israelis lange Zeit als Makel. Doch das hat sich geändert. Siebzig Jahre nach ihrer Einwanderung wird mit Respekt auf den Beitrag der deutschen Juden zum Aufbau des Landes geblickt. Als sich voriges Jahr eine Konferenz diesem Thema widmete, strömten Jeckes aus ganz Israel wie zu einem späten – und für viele vielleicht letzten – Klassentreffen nach Jerusalem. Es tat ihnen gut, zu hören, wie nachhaltig sie mit ihren »preußischen Tugenden« Universitäten, Gesundheitswesen, Banken, Handel, Architektur und ganz besonders die Justiz geprägt haben.

»Das Fliegende Klassenzimmer« und Erich Kästner waren seine Kindheit

Zu den prominentesten Richtern Israels gehört Gabriel Bach. Er verließ Berlin bereits mit elf Jahren, zwei Wochen vor der Pogromnacht 1938. Zunächst flüchtete seine Familie nach Holland, dann nach Palästina. Später studierte Bach Jura, stieg im Justizwesen auf und diente viele Jahre lang als Richter am Obersten Gerichtshof.

Bach ist ein vielbeschäftigter Mann mit messerscharfem Verstand. Im Ruhestand ist er nicht wirklich. In seiner stets knappen Zeit leitet er gleich mehrere nach ihm benannte Kommissionen. Wenn etwa ein neuer Armee- oder Polizeichef ernannt wird, lässt er prüfen, ob es sich dabei um eine unabhängige Entscheidung handelt. Doch gibt es Ereignisse, die ihm noch wichtiger sind. Als im Jerusalemer Goethe-Institut das *Fliegende Klassenzimmer* gezeigt wird, nimmt sich Bach frei. Den Film muss er sehen. Erich Kästner war seine Kindheit – so wie Adolf Eichmann sein Berufsleben geprägt hat.

Wer mit Bach über die Jeckes spricht, redet im zweiten Satz über den Prozess gegen den Organisator des Endlösung. Bei Eichmanns Verhaftung 1960 in Argentinien und seiner anschließenden Entführung nach Israel war Bach leitender Staatsanwalt. Zwei Jahre seines Lebens beschäftigten ihn

Dokumente, die ihn in die schlimmsten Abgründe der Nazi-Ideologie blicken ließen. Als die ersten Juden in Lastwagen vergast wurden, bat zum Beispiel ein Arzt aus »humanen Gründen« um die Einrichtung einer schalldichten Wand – damit die Fahrer nicht von den Schreien der Opfer belästigt würden. Der Eichmann-Prozess beschäftigt Bach noch heute. In seinem Wohnzimmer steht ein Schwarzweißfoto, das ihn nach einer besonders erschütternden Zeugenaussage mit zerfurchter Miene zeigt. Er sei damals seelisch wie körperlich »so ziemlich am Ende« gewesen, sagt er.

Die VWs wurden mit Hakenkreuzen beschmiert

Bach hat sich erst spät dazu durchringen können, wieder deutschen Boden zu betreten. Dreißig Jahre lang wollte er nicht einmal im Transit durch Deutschland fahren. Erst seine Bekanntschaft mit Justizminister Gustav Heinemann, dem er während einer Israelreise das Land zeigte, änderte das. Bach akzeptierte dessen Einladung zum Gegenbesuch. Auch als Heinemann Bundespräsident war, korrespondierten beide noch oft miteinander. Viele Wegbereiter der deutsch-israelischen Beziehungen waren Jeckes gewesen. Auch die ersten fünf Botschafter, die Israel nach Bonn entsandte, stammten aus Deutschland oder Österreich.

.....
Eine besondere Vorreiterrolle spielte auch Felix Burian. Er übernahm 1960 die erste VW-Vertretung in Tel Aviv – fünf Jahre vor der Aufnahme diplomatischer Beziehungen. Der ehemalige Wiener zählt sich zu einer, wie er sagt, »Sonderabteilung« der Jeckes. Er verließ seine Heimatstadt im Juli 1938. Sein Vater, ein Kürschner, musste in Palästina seinen Beruf mangels Bedarfs an den Nagel hängen. Weil Geld fürs Studium fehlte, entschied sich der 14-jährige Sohn für eine Lehre als Automechaniker. »Die meisten Werkstätten waren damals in jeckischer Hand. Wir arbeiteten sehr präzise«, erzählt Burian. 1946 hatte er es geschafft: Er wurde stolzer Besitzer einer eigenen Werkstatt. Seinen Werdegang hat er ausführlich mit deutschen Beschriftungen in einem Fotoalbum dokumentiert. Für die Nachkommen.

Burian erinnert sich nur zu gut an die Hürden, die er überwinden musste, als er in Israel mit dem Verkauf von VWs beginnen sollte. Schon das Aufhängen des Firmenschildes sei keine einfache Sache gewesen. An die Autos wurden Hakenkreuze gemalt. »Es brauchte viel Überzeugungsarbeit, um Kunden zu gewinnen«, erzählt Burian mit unverkennbarer Wiener Färbung. Allmählich aber ging es bergauf. Auch der Bruder von Gabriel Bach kaufte einen VW.

Durch sein Geschäft stand Burian in engem Kontakt zu Deutschen. Er reiste oft nach Wolfsburg, deutsche Ingenieure kamen zu Kontrollbesuchen nach Tel Aviv. Nicht wenige gehörten der Kriegsgeneration an. Burian begriff diese Begegnungen als Herausforderung. Er wollte die VW-Kollegen über die Juden, über Israel aufklären. Seine Frau Netty, die aus Magdeburg stammt, sagt: »Wir werden nie vergessen, nie vergeben, aber das Leben geht weiter. Heute lebt in Deutschland eine andere Generation, die weltoffener ist.«

Beide sitzen an einem kleinen Kaffeetisch in ihrer Wohnung in Ramat-Gan bei Tel Aviv und sind ein sehr harmonisches Paar. 57 Jahre lang habe ihre »Mischehe« schon gehalten, witzeln sie – er aus Österreich, sie aus Deutschland. Zu Hause sprechen die beiden Deutsch miteinander. Auch ihre Tochter kann noch Deutsch. Die Enkelkinder schon nicht mehr, was die Burians ein wenig bedauern. Wenn die beiden jedoch ins Ausland fahren, gehen sie auf Distanz zu ihrer Muttersprache. Dort wollen sie auf keinen Fall irrtümlicherweise als Deutsche wahrgenommen werden. Schließlich seien sie stolze Israelis.

BAR-MIZWA-FEIER in Berlin, bei der
junge Juden zu vollwertigen
Mitgliedern der Gemeinschaft werden

»Die Opferrolle wollen wir nicht«

Jüdische Einwanderer kommen nach Deutschland, um dem
russischen Antisemitismus zu entgehen **VON TANJA BUSSE**





Foto: Thorsten Futh/Hart

... wie alle anderen sein. Ich wünsche mir, dass meine Kinder sich in diesem Land ... Einwanderer ...

Es ist ein verregneter Tag im November, doch hat der Wahlkampf nicht begonnen. Der Präsident Steinbrück hat ausrichten lassen, dass er mitmachen werde, wenn die ZEIT ihn in den nächsten Monaten vor der Landtagswahl beobachten darf. In seinem ersten Treffen mit dem Mann, vor

»Die Opferrolle wollen wir nicht«

Jüdische Einwanderer kommen nach Deutschland, um dem russischen Antisemitismus zu entgehen **VON TANJA BUSSE**

WENN Julia Giwerzew sich heute, nach vierzehn Jahren, an ihre Emigration erinnert, stellt sie sich eine rosarote Brille vor, die irgendwo im Flugzeug von Moskau nach Tel Aviv oder von Tel Aviv nach Hamburg liegen geblieben ist. »Der Anfang war schockierend«, sagt sie. In Magdeburg, wo ihr Vater Arbeit gefunden hatte, »bekamen wir eine Wohnung ohne Heizung und Toilette, und überall an den Wänden stand: Russen raus!«.

Julia Giwerzew wurde 1966 in Usbekistan geboren, als Tochter eines jüdischen Vaters und einer russischen Mutter, und lebte später in Duschanbe, der Hauptstadt Tadschikistans. Sie hatte dort gerade ihr Wirtschaftsstudium beendet, als 1990 der Bürgerkrieg ausbrach. »Wir hatten das Gefühl, dass es lebensgefährlich wäre, in Tadschikistan zu bleiben«, sagt sie. »Nicht weil wir Juden waren – Antisemitismus hat es dort immer gegeben –, sondern weil wir als Russen unerwünscht waren.« In Russland wiederum hätten sie sich als Juden gefährdet gefühlt. Und dort hätte ihr kleiner Bruder zur Armee gemusst.

Ihr Vater sprach als einziger von 10.000 Mitarbeitern eines Kabelwerks in Taschkent deutsch und hatte 20 Jahre lang mit Ingenieuren aus der DDR zusammengearbeitet. Einer seiner deutschen Kollegen gründete nach der Wende eine eigene Firma. »Der wollte meinen Vater als Mitarbeiter, aber er hatte noch nicht davon gehört, dass Deutschland russische Juden aufnimmt.« So flog die Familie im Januar 1991 zunächst über Moskau und Warschau nach Israel. »Wir waren sowjetisch erzogen«, sagt Giwerzew, »und geprägt von anti-israelischer Politik.« Damals, sagt sie, habe ihr Israel nichts bedeutet, weil sie nichts darüber gewusst habe. Doch ihr Vater habe sich »nicht geschämt, Jude zu sein«, und seinen jüdischen Vornamen – Avraam – nicht geändert, wie andere das getan hatten, um weniger Schwierigkeiten zu haben. Stolz sei er gewesen. In ihrer Kindheit wurde nicht gebetet, aber es gab jüdische Speisen, jüdische Namen.

Viele Familien aus der atheistischen Sowjetunion hielten es so: Sie fühlten sich jüdisch, ohne religiös zu sein, und bewahrten einige religiöse Traditionen als eine Art Familienerbe. Sie feierten den Sabbat, verzichteten auf Schweinefleisch oder benutzten jiddische Wörter als Erkennungszeichen.

Ein halbes Jahr blieb Julia Giwerzews Familie in Israel und lernte »das Dasein mittelloser Immi-

granten ohne Geld und ohne Sprache« kennen. Ihr Vater war 50, er spürte, dass er in Israel keine Aussicht auf einen guten Job hatte. Seine Deutschkenntnisse und der Kollege in Magdeburg, das war der Strohalm, an den er sich klammerte.

»Als Juden nach Deutschland zu gehen, das war schon kurios«, sagt Julia Giwerzew. »Ich bezweifle, dass ich gekommen wäre, wenn ich damals gewusst hätte, dass es Neonazis gibt.« Einmal, in der deutschen Botschaft in Israel, erzählte ihr ein israelischer Jude davon, doch sie glaubte ihm kein Wort. In Deutschland dauerte es nicht lange, bis sie es erfuhr: Ein Jahr nach ihrer Ankunft sah sie im Fernsehen, wie Rechtsradikale das Flüchtlingsheim in Rostock-Lichtenhagen belagerten und wie verängstigte Vietnamesen vor ihnen flüchteten. »Ich dachte damals: Wenn mich jemand anmacht, kratze ich ihm die Augen aus.« Dieses Selbstbewusstsein, sagt Giwerzew, habe sie von ihrer Familie in der Sowjetunion gelernt, und die Zeit in Israel habe das noch einmal verstärkt. Als sie – sowjetisch und atheistisch erzogen – die biblische Geschichte und die Geschichte des Staates Israel entdeckte, war sie »überwältigt von dem Stolz, zu diesem Volk zu gehören«. Gleichzeitig belastete sie das Gefühl, dass Israel »von feindlichen Nachbarländern umgeben« war. In Deutschland jobbte Julia Giwerzew nachts in einer Milchfabrik und unterrichtete tagsüber Russisch. »Die Möglichkeit, kostenfrei zu studieren, war entscheidend für mein Schicksal«, sagt sie heute. »Nach Berlin gehen zu können und dort zu studieren, das war traumhaft.« Sie wählte die Fächer Israelwissenschaften und Slawistik.

»Mein Mann und ich werden nie Deutsche wie alle anderen sein«

Heute lebt sie mit ihrem Mann, einem promovierten Ingenieur, und sechsjährigen Zwillingen in Bremen. Sie ist dabei, ihr Studium abzuschließen, engagiert sich im Migrantinnenrat und in der jüdischen Gemeinde und führt Schulklassen durch die Bremer Synagoge. Zuhause feiert sie manchmal Sabbat. Die Kinder, sagt sie, mögen das gerne, und das freut sie, weil sie glaubt, dass die jüdische Tradition eine Art Heimat für ihre Kinder sein könnte. »Meine Kinder werden sich wie alle Migranten irgendwann die Frage stellen, wer sie eigentlich sind. Russen ohne Russland? Juden ohne Israel? Mein Mann und ich werden nie Deutsche

wie alle anderen sein. Ich wünsche mir, dass meine Kinder sich in diesem Land zu Hause fühlen und gleichzeitig ihre russischen und jüdischen Wurzeln bewahren.« Vielen in Deutschland gehe die Religion langsam verloren, sagt sie: »Doch wir entdecken sie gerade neu.«

Familien wie die Giwierzews mag Dieter Graumann aus dem Präsidium des Zentralrats der Juden in Deutschland im Kopf haben, wenn er die Einwanderung von fast 200 000 Juden aus der Sowjetunion als »große Erfolgsgeschichte« bezeichnet. »Etwa die Hälfte der Einwanderer hat den Weg in die jüdischen Gemeinden gefunden, das hat das jüdische Leben in Deutschland vitalisiert, belebt und verjüngt«, sagt er. »Es ist eine große Vertrauenserklärung, dass sie ihr Schicksal und das ihrer Kinder in unser Land legen.« Graumann hat für den Zentralrat mit den Innenministern der Länder verhandelt; sie wollen die bislang grundsätzlich freie Zuwanderung der Juden nach Deutschland künftig an neue, strengere Kriterien knüpfen. Graumann dagegen will »versuchen, die Tür offen zu halten«. Wenn es aber eine Beschränkung geben müsse, dann sollten nur diejenigen kommen, die Mitglied in einer Jüdischen Gemeinde werden könnten.

Diese Forderung ist umstritten, denn nach den jüdischen Religionsgesetzen ist nur Jude, wer eine jüdische Mutter hat. Ein Jude als Vater reicht also nicht aus, um Gemeindemitglied in Deutschland zu werden – doch es genügt, um in der Sowjetunion als Jude benachteiligt zu werden. Julia Giwierzew etwa hat die Sowjetunion mit dem Vermerk »Jüdin« im Pass verlassen, doch um Mitglied der Jüdischen Gemeinde zu werden, musste sie erst konvertieren.

In seiner Gemeinde in Frankfurt am Main gelinge die Integration der Einwanderer gut, sagt Dieter Graumann. Doch dort machen die Juden aus der Sowjetunion auch nur ein Drittel der Gemeinde aus. In anderen Gemeinden, vor allem im Osten Deutschlands, sind es beinahe 100 Prozent. »Eine Minderheit soll dort eine Mehrheit integrieren, das ist die Schwierigkeit«, sagt Dieter Graumann. Viele jüdische Gemeinden sind damit trotz großer Anstrengung überfordert, es gibt – anders als etwa in Amerika – keine Gemeindezentren, die den neu Eingereisten bei Behördengängen und bei der Wohnungs- und Arbeitssuche helfen. Die Vorsitzende des Jüdischen Kulturvereins in Berlin, Irene Runge, erinnert sich an einen Besuch in Fulda: Dort bestand die Jüdische Gemeinde aus zwölf deutschen Juden, zu denen über tausend russische

Einwanderer stießen. »Da wurde klar: Integration ist eine Staatsaufgabe«, sagt Runge. »Aber weil sich Deutschland lange nicht als Einwanderungsland verstand, gab es auch kein Konzept, wie Integration aussehen könnte, und das fehlt bis heute.« Nur bei den Jungen, sagt Graumann, gehe alles einfach. Ihr Bildungsehrgeiz sei hoch, sie seien oft Klassenbeste. Olaf Glöckner, der am Moses-Mendelssohn-Zentrum in Potsdam die Integration der jüdischen Einwanderer erforscht, bestätigt diese Einschätzung: Etwa 70 Prozent der jungen russisch-jüdischen Einwanderer gehen an die Uni.

Wladimir Kaminer, dessen herbe Geschichten über die Berliner Einwanderer als Kult gefeiert werden, hat seine Verwunderung darüber beschrieben, dass er als russischer Jude einfach so nach Deutschland kommen durfte. »Vielleicht war es bei den ersten Juden im Polizeipräsidium am Alex nur ein Missverständnis, ein Versehen gewesen – und anschließend wollten die Beamten es nicht zugeben und machten brav weiter.« Im Sommer 1990 jedenfalls habe sich das Gerücht in Moskau ausgebreitet, dass Honecker Juden aus der Sowjetunion aufnehme, und die »Juden, die früher an die Miliz Geld zahlten, um das Wort Jude aus ihrem Pass entfernen zu lassen, fingen an, für das Gegenteil Geld auszugeben«. In Kaminers Wohnheim in Berlin-Marzahn war zu hören, dass der Rabbi einer deutschen Synagoge in Ohnmacht gefallen sei, als er hörte, was für antisemitische Vorstellungen die angeblich jüdischen Neuankömmlinge hatten.

Dass sie kommen durften, verdankten sie einem ultraorthodoxen Rabbiner aus Israel, der zur Wendezeit die Jüdische Gemeinde in Ost-Berlin besuchte. Irene Runge erzählte ihm von den Moskauer Juden, die bei ihren jüdischen Freunden anriefen und fragten, ob es stimme, dass die DDR sie aufnehmen würde. Der Rabbi sprach von der historischen Pflicht, diese Menschen zu retten. Mit seiner Autorität im Rücken ließ sich am Runden Tisch für Ausländerfragen eine liberale Regelung durchsetzen, die die Innenminister des vereinigten Deutschlands später übernahmen.

»Ein großer Teil der Emigranten ist gekommen, weil er sich in der Sowjetunion bedroht fühlte«, sagt Olaf Glöckner vom Moses-Mendelssohn-Zentrum. »In Phasen gesellschaftlicher Umbrüche hat es in Russland immer wieder massiven, auch gewalttätigen Antisemitismus gegeben, die jüdische Minderheit diente als eine Art Blitzableiter.« Vor allem die älteren Einwanderer finden freilich

trotz guter Ausbildung in Deutschland keine Arbeit, obwohl etwa 70 Prozent von ihnen Akademiker sind. So bleiben viele russisch-jüdische Einwanderer bei ihren Schach-, Musik- oder Literaturabenden unter sich. Der Petersburger Klavierbauer Gennadij Matskin etwa hat viele russische Freunde, von denen er oft gar nicht weiß, ob sie Juden sind oder nicht. Er hat vor zwei Jahren eine eigene Werkstatt in Hamburg eröffnet und spielt in einem russischen Liedermacherclub Gitarre. Auf die Frage nach der jüdischen Identität im Land der Täter des Holocaust hat er für sich eine klare Antwort: Er sei jüdisch, aber nicht gläubig, und er könne hier leben, weil es die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse gegeben und weil er gesehen habe, dass Deutschland heute ein anderes Land sei.

Für deutsche Juden, auf denen die vernichtende Trauer über die Opfer der Schoah bis heute lastet, ist das zu einfach. Viele von ihnen schmerzt es, wenn kaum russische Einwanderer am 9. November in die Synagoge kommen. Die russischen Juden dagegen feiern den 9. Mai, den Tag des Friedens, viele von ihnen haben als Soldaten der Roten Armee gegen die Deutschen gekämpft.

»Die hiesigen Juden können uns keine Identität anbieten«, sagt Vladislav Estrin, Sohn einer Moskauer Ärztfamilie, der in Deutschland Psychologie studiert, als Grafikdesigner arbeitet und russische Datscha-Partys organisiert. »Für die jüdische Gemeinde ist es wichtig, Opfer zu sein. Aber die Opferrolle wollen wir nicht, wir sind ausgewandert, um frei zu sein.«

Als erste

Foto: Micha Bar Am/Magnum/Agentur Focus



F
sicht
auf
hinter
Barg
Jetzt
stöck
sibir
Woh
hin
I
Jahr
anti
Mit
nat
Mä
die
beg
suc
Bü
de
du
sch
ih
be
se
R
D
E
g
g
g
»

Der Wider Zähm

Unwillig stolperte Deut.
Beziehungen mit Israel

Vor dem Anfang, am 12. Mai 1964, war es ein Tohuwabohu. In diplomatischen Verhandlungen zu Israel stolperte die Bundesrepublik Deutschland in der Regierung Erhard. Zwischen Bonn und Jerusalem...
Erstens: NS-»bewährte« deutsche Spezialisten rüsteten seit Jahren Ägypten aus. Zweitens war die Frage der Verjährung nationalsozialistischer Verbrechen ungeregelt. Drittens erhöhte Wiedergutmachung für die Opfer des jüdischen Staates auf der Tagesordnung. Viertens wurde Bonn massiver als in den 1950er Jahren von Israels Premier Levi Eschkol gedrängt, die diplomatischen Beziehungen aufzuheben. Fünftens benötigte Israel Waffen, denn die Unterstützung Frankreich hatte begonnen, sich von der kommunistischen Welt zuzuwenden.
Zunächst, im Mai 1964, bat Eschkol die Bundesregierung, die Panzer »Neos« gegen die Araber zu liefern.

SOLIDARITÄTSKUNDGEBUNG für russische Juden in Tel Aviv

Russischer geht es kaum. Grünbraun irisierende Augen, grünes Make-up auf den Lidern, rot gefärbtes Haar. Manchmal huscht ein rosa Hauch über ihr Gesicht. Das Mittelmeerklima hat noch keine Spur auf der leicht sommersprossigen Alabasterhaut hinterlassen. Letzten Oktober verließ Swetlana Barger die russische Industriestadt Nowosibirsk. Jetzt wohnt sie in der zweiten Etage eines neunstöckigen Miethauses in Netanja, Israels Nowosibirsk an der See. Die See kann sie von ihrer Wohnung nicht sehen. Aber es ist nur ein Sprung hinunter zu den Dünen und zum Strand.

Ihr Entschluss, auszuwandern, reifte vor fünf Jahren. Es war in der Zeit nach einem Ausbruch antisemitischer Gewalt in ihrer Heimatstadt, Mitglieder der ultranationalistischen Russkoe natsionalnoe edinstvo (RNE) hatten in einer Märznacht 1999 eine Synagoge verwüstet und die Wände mit Hakenkreuzen beschmiert. Sie begann, Vorlesungen über das Judentum zu besuchen. Freunde brachten die 39-Jährige ins Büro der Jewish Agency, des weltweiten Verbandes der Diaspora-Juden, der seit der Staatsgründung für deren Heimkehr agitiert. Israel erschien ihr bald als das Land, in dem ihresgleichen sich verwirklichen könne. Und sie wollte ihrem fünfjährigen Sohn »eine gute Zukunft geben«. Israel, sagt sie, »ist ein Land, das sich um seine Kinder kümmert«.

Russen unterwerfen sich der Dominanz des Hebräischen nicht

Dachte sie nie daran, nach Deutschland zu emigrieren? – »Deutschland?« Sie wiederholt die Frage, als sei sie völlig absurd. Ihre grünbraunen Augen wenden sich hastig ab. »Nein«, sagt sie dann: »Ich habe Angst vor Deutschland.«

Sie wuchs mit der Angst auf. In ihrem Elternhaus wurde ihre jüdische Herkunft verschwiegen. Ihr Großvater hatte seinen Namen russifizieren lassen. In Frau Bargers sowjetischem Pass stand unter »Nationalität« nicht »Jude«, sondern »Russe.« Mit der jüdischen Gemeinde wollten ihre Eltern nichts zu tun haben. Jüdische Feste und den Sabbat ignorierten sie.

Es dauerte fünf Jahre, bis sie ihre Eltern überredet hatte, mit ihr nach Israel auszuwandern. Sie wollten im Alter ihre gewohnte Umgebung nicht mehr verlassen. Schließlich gaben sie nach. Es gab nur ein Hindernis. Die Jewish Agency half der jungen Frau, so gut sie konnte. Aber an den alten Leuten zeigte sie wenig Interesse. Letztlich bezahlte die ursprünglich als Abteilung des Geheimdienstes entstandene Organisation dann aber doch alles, von den Flugtickets bis zu den Umzugskosten, »bis auf die letzte Kopeke«.

Als das Flugzeug aus Nowosibirsk über Tel Aviv zum Landeanflug ansetzte, fühlte Swetlana Barger sich »als Heimkehrerin, nicht als Reisende«. Sie sei früher beruflich viel herumgekommen, erzählt sie, in China, in Korea, in der Türkei, auch in arabischen Ländern. »Diesmal war es etwas ganz anderes. Ich kam in ein Land, nach dem ich mich seit Jahren gesehnt hatte.«

Die Ankunft gestaltete sich dann aber doch sehr nüchtern. Die alte Ankunftshalle des Flughafens Ben-Gurion (mittlerweile wurde ein neues Terminal eröffnet) sah nicht anders aus als ein Provinzflughafen in der Sowjetunion. Sie bekam von einem Vertreter der Jewish Agency ihre Papiere, ihre Einbürgerungsurkunde und 225 Schekel (390 Euro) ausgehändigt. Er erkundigte sich, ob sie ein Unterkommen habe. Sie hatte für sich und den Buben – die Eltern kamen erst einen Monat später nach – eine vorübergehende Bleibe bei Verwandten gefunden. Damit wurde sie in ihr neues Leben entlassen.

In den neunziger Jahren wurden Neuankömmlinge noch mit Musik und Reden empfangen. Damals emigrierten jährlich zwischen 70 000 und 90 000 russische Juden nach Israel. Der große Strom in das Land der Urväter ist heute versiegt. 2004 trafen nur noch 7000 Aussiedler von dort ein, im Januar und Februar dieses Jahres fiel ihre Zahl um weitere 17,5 Prozent. Der wöchentliche Direktflug der Siberian Airlines aus Nowosibirsk, mit dem Swetlana Barger ankam, wurde abgesetzt.

Doch die massenhafte Zuwanderung der neunziger Jahre hat den israelischen Alltag russifiziert. An Kiosken liegen bis zu zehn russische Zeitungen aus. Amerikanische Fernsehfilme laufen mit hebräischen und russischen Untertiteln. Es gibt ein halbes Dutzend kostenfreie und ebenso viele gebührenpflichtige russische TV-Kanäle. Russen scheinen sich als einzige Einwanderer nicht der Dominanz des Hebräischen unterzuordnen. Nur in der Armee wird ausschließlich Hebräisch gesprochen, sie unterhält eigens eine Einheit zur Integration von Immigranten. Alle Männer bis 45 Jahre und alle Frauen unter 25 müssen sich zum Dienst melden.

Doch da fällt Swetlana Barger nicht mehr hinein. Sie empfindet das Übergewicht des Russischen in ihrer Umgebung als großes Manko. Sie will Hebräisch reden, aber ihre Nachbarn und Verwandten sprechen nur Russisch. Sie hat zwei Diplome, als Kartografin und als Erdölgeologin. Die Scheine liegen gegenwärtig im Erziehungsministerium und werden auf ihre Echtheit überprüft. Um mit ihnen Geld zu verdienen, muss sie die Landessprache verstehen. Die Sprache ist der Schlüssel zum Vorankommen.

Sie verliert auch ihren inneren Kompass. In Nowosibirsk fühlte sie sich als Jüdin. Jetzt fühlt sie sich als Russin. Für sie ist der Zionismus so lebendig wie für die Gründergeneration des Staates Israel. Aber im Land des Zionismus ist sie eine Fremde. Es ist ein Land, in dem »die Russen« enormen Vorurteilen ausgesetzt sind.

Sie gelten als Menschenschlag, »der berberischen Teppichhändlern eine Lektion im Mogeln und Feilschen beibringen kann«. Die Hälfte von ihnen seien gar keine »echten Juden«, sondern Opportunisten, die nur wegen der großzügigen Sozialleistungen nach Israel kämen, heißt es. Die meisten missbrauchten das Land als Zwischenstation zur Weiterreise in die USA. Ihnen wird eine »echten Juden« völlig fremde Sauflust und die Verbreitung von Unmoral angelastet;

»Sauflustig und unmoralisch“ in Israel grassieren Vorurteile gegen die russ.-jüdischen Einwanderer
Von Reiner Luyken (Die Zeit, 12. Mai 2005)

jede Hure in den Puffs in Tel Avivs Dizengoffstraße sei Russin. Politisch stünden sie rechter als rechts (was allerdings nur auf drei der acht russischen und ukrainischen Zuwanderer zutrifft, die gegenwärtig als Abgeordnete in der Knesset sitzen).

Die Vorurteile werden nicht nur in losen Gesprächen geäußert. Das Radio meldet, die Polizei habe zwei Personen festgenommen, »die wie Russen angezogen sind«. Die Gleichsetzung der Russen mit Abzockern führte – neben den durch den palästinensischen Aufstand verursachten wirtschaftlichen Schwierigkeiten des

Landes und einer neoliberalen Neuorientierung der Politik – zu einer Beschneidung der Hilfen für Einwanderer. Das Ministerium für Einwanderungsintegration zahlt einer alleinerziehenden Mutter wie Swetlana Barger jetzt einen in zehn Monatsraten ausgezahlten »Integrationskorb« von 25 126 Schekel, das sind 4355 Euro. Wenn der leer ist, gewährt das Wohnungsministerium einen bis zu 75-prozentigen Mietzuschuss oder ein zinsgünstiges Darlehen für den Kauf einer Wohnung. Früher durfte sich jeder Einwanderer darüber hinaus steuerfrei ein Auto, einen Fernseher und Haushaltsgeräte anschaffen. Jetzt gilt nur noch eine 50-prozentige Steuerbefreiung für einen Wagen pro Familie, der zudem nur von dem eingetragenen Eigner oder einem engen Angehörigen gefahren werden darf.

Das Integrationsministerium bezahlt Sprachkurse

17 000 Immigranten aus der ehemaligen Sowjetunion meldeten sich 2004 wieder ab und kehrten in ihre alte Heimat zurück. Niemand weiß mit Sicherheit, was sie zurücktrieb, die Vorurteile, die Kürzung der Sozialhilfe, die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage in Russland – oder schlicht das Heimweh. Frau Barger antwortet auf die Frage, ob sie hier glücklich sei, ohne zu zögern mit Ja. Aber natürlich sehnt auch sie sich manchmal nach Hause zurück. Sie ruft fast täglich in Russland an. Sie spricht mit ihrer Großmutter und mit alten Freunden, »die sind ja ein Teil von mir, von meiner Vergangenheit«. Telefonieren ist billig, umgerechnet etwas über vier Cent pro Minute. Aber sie will Sibirien frühestens in drei Jahren wieder einen Besuch abstatten.

Das Integrationsministerium bezahlt ihr jetzt einen fünfmonatigen Sprachkurs. Jeden Morgen geht sie in die Ulpan Akiva, ein »internationales Sprach- und Kulturzentrum« über dem Strand von Netanja. Die in sonnenverblichenen Baracken untergebrachte Schule sieht aus wie ein sozialistisches Arbeiterwohlfahrtsheim. Eine das Gelände einfassende stacheldrahtgekrönte Stein-

mauer erinnert an den israelischen Alltag. Schule fand Swetlana Barger einen neuen Lesekreis. Neuankömmlinge aus aller Welt auch zwei Palästinenser studieren hier hebräisch. Manche lernen Volksmusik und tanzen, andere vertiefen sich in »israelische Kultur und Identität« und Bibelkunde. Frau Barger macht von allen Angeboten Gebrauch, auch den Bibelstunden. Aber es fällt ihr schwer, wuchs als Atheistin auf, sagt sie. »Ich kaufe keine Dogmen des Judentums nicht akzeptiere sehr ich das auch möchte. Vielleicht ein Teil der Zukunft.«